

„Ich habe gedroht“

Otmar Suitner war der dienstlängste Chef der Berliner Staatskapelle in ihrer über 300-jährigen Geschichte. Nach dem Zusammenbruch der DDR begründete er seinen überraschenden Rückzug mit einem krankheitsbedingten Tremor. 20 Jahre nach dem Mauerfall sprach Kai Luehrs-Kaiser mit dem Dirigenten über die Zeit in der DDR und die Gründe für das plötzliche Karriereende.



Fotos: Filmstill



Herr Suitner, gab es in der DDR eine eigene, selbstständige Klangkultur der Orchester?

Das gab es. Bloß: Die Staatskapellen, sowohl die in Dresden als auch die in Berlin, haben in der DDR-Zeit genauso geklungen wie davor. Nachher nicht mehr. Denn der Raum wurde durch den Fall der Mauer international geöffnet. Die Situation hat sich daher verbessert. Wenn ich nach der Wende mit Herrn Barenboim zusammen war und die Berliner Staatskapelle gehört habe, habe ich zu ihm gesagt: „Verehrter Herr Kollege,



Inmitten der Nachkriegstrümmer übernahm
Otmar Suitner die Leitung der Berliner
Staatskapelle. Nach dem Mauerfall legte er
sein Amt nieder – auch aus Angst.

die Kapelle hat sich verbessert.“ Dann sagte er: „Ach, das stimmt doch nicht. Aufgebaut haben ja Sie das Orchester. Ich habe ja nur fortgesetzt.“ War sehr nett von ihm.

Was genau hat sich verbessert?

Vor allem die Soloinstrumente einschließlich der Musiker, die neu engagiert wurden. Die wurden zwar auch durch Probespiele gefunden, die immer schon sehr streng gewesen waren. Nur befand ich mich damals in der SED-Zeit, während Barenboim im freien Raum

seine Stellen nachbesetzen konnte, und zwar aus der ganzen Welt. Deswegen konnte er dabei noch wählerischer sein. Das ist der Hauptunterschied.

In welchem Zustand war die Berliner Staatskapelle, als Sie sie 1964 übernahmen?

In einem schlimmen. Von den Musikern waren noch genau 37 Leute da. Die anderen von den ehemals 150 waren beim Bau der Mauer in den Westen gegangen. Vom Chor war überhaupt niemand mehr da.

Warum sind Sie selber dann nach Berlin gekommen?

Es stimmt, ich hätte auch nach Hamburg oder nach Hannover gehen können. Zunächst hatte mich die Dresdner Staatskapelle angezogen. Denn zunächst ging ich ja nach Dresden. Dort waren die ganzen Uraufführungen von Richard Strauss gewesen. Herrlich. Ich war also schon in der DDR. Plötzlich rief man mich nach Berlin. So musste ich Dresden verlassen. Im Grunde hat es mein Manager von mir verlangt. Er sagte einfach: „Du musst nach Berlin.“

Brauchte man schon damals als Dirigent unbedingt einen Agenten?

Einen Agenten braucht man eigentlich immer. Man wird zwar berufen. Aber wohin und wann, die Beantwortung dieser großen Frage besorgt ein Agent. Meiner war damals Friedrich Pasche. Er wohnte in West-Berlin. Sein Lieblingsaufenthalt war die „Bar Johnny“.

Der Klang, den Sie mit Ihren Orchestern zauberten, zeichnete sich durch Kultiviertheit, große Zartheit und streicherische Transparenz aus. Woher kam dieses Ideal?

Dieser Klang war ein Ziel von mir. Denn mein Idealklang kam von den Wiener Philharmonikern. Die klingen sehr weich.

Sie haben den Klang der Wiener Philharmoniker importieren wollen?

Ja, und es ist zum Teil auch gelungen.

Mit der Staatskapelle Dresden war freilich leicht zaubern, oder?

Ja, die Dresdner Staatskapelle ist überhaupt eines der allerbesten Orchester. Ich habe vier Jahre dort gearbeitet – meine beste Zeit. Nur die sächsische Küche war nicht in meinem Sinne. Ich weiß nicht, ich finde die nicht sehr gut. Das Orchester ist großartig, die Stadt ist wunderbar. Aber das Essen, oh Gott!

Was konnte Ihr zweites Orchester, die Staatskapelle Berlin, besonders gut?

Brahms, Bruckner und Mozart in kleiner Besetzung. Ein sehr gutes Orchester. In der Oper können sie alles gut spielen. Sie machen es ja fast jeden Tag.

Sie waren Ausländer in der DDR. Waren Sie unangreifbar?

Es stimmt, ich hatte unter dem SED-Regime nicht zu leiden. Ich hatte Grenzfürfreiheit und habe mich auch mit der SED-Führung ganz gut verstanden.

Das können Sie so direkt sagen?

Es ist nichts verhindert worden. Ich gebe zu: Das ZK, das Zentralkomitee der SED, war zuweilen ein bisschen schwie-

rig. „Palestrina“ von Hans Pfitzner wollte man nicht aufgeführt sehen. Das ZK sagte: „Das Werk ist für den Sieg der Arbeiterklasse nicht geeignet.“

Stimmt wohl auch.

Aber es bleibt eine der besten Opern. Ich habe sie dann ja doch gemacht. Mit Peter Schreier in der Titelrolle. Ich habe mich durchgesetzt, danach kam eine Sekretärin vom ZK und sagte: „gut so“.

Wie haben Sie es durchgesetzt?

Ich habe gedroht. Und einfach gesagt: „Wenn Sie das nicht machen, gehe ich weg.“

Was ist in Ihren Augen der deutsche Klang, also jenes vielleicht „Phantom“, das der Berliner Staatskapelle seit vielen Jahren nachgesagt wird?

Ein deutscher Klang ist ein nordischer Klang. Um den Unterschied klarzumachen, genügt es glaube ich zu sagen: Die Dresdner Staatskapelle hat einen süddeutschen Klang. Der nördliche Klang ist härter, der südliche weicher. Das ist ein großer Unterschied, woraus folgt: Wenn diesen beiden Orchestern, der Dresdner und der Berliner Staatskapelle, ein deutscher Klang zugesprochen wird, werden riesige Unterschiede eingeebnet.

Wenn man sich Ihre Schallplatten und CDs anschaut, kann man den Eindruck gewinnen, dass Sie lieber sinfonisches Repertoire dirigiert haben als Oper.

Nein, das stimmt nicht. Ich habe sehr gerne Opern dirigiert. Sinfonische Konzerte waren mir meistens zu lang. Stellen Sie sich nur einmal eine Achte von Bruckner vor! Die hört nicht mehr auf.

Aber Opern sind doch viel länger als Bruckners Achte!

Ja, aber in der Oper gibt's halt die Pause. Erster Akt „Carmen“. Zweiter Akt. Dann Pause. Dritter Akt. Wieder Pause. Vierter Akt. Schluss. Und jedes Mal können sich einen Moment ausruhen.

Dirigenten können oft nicht aufhören mit ihrem Beruf. Sie schon?

Nein, es ist auch mir schwergefallen. Aber ich musste es wegen eines sich einstellenden Tremors. Eine Weile habe ich trotz des Zitterns meiner Hände dirigiert. Dann ging es nicht mehr.

Worin haben Sie einen Ersatz für die Musik gefunden?

Zum Beispiel in der Literatur. Ich habe versucht, mir mein Leben möglichst bequem zu machen. Mein Lieblingsautor ist Adalbert Stifter.

Konzerte oder Opernvorstellungen haben Sie gemieden?

Ja, aber ich war einmal in einer Generalprobe des „Tristan“, weil Proben interessanter sind als die Konzerte. Man erlebt, wie sich etwas entwickelt.

Sind Sie zufrieden mit Ihren Schallplattenaufnahmen?

Ich habe sehr viel aufgenommen. Ich konnte machen, was ich wollte. In Dresden gab es natürlich gewisse Finanzprobleme, wenn man große Opernaufnahmen machen wollte. In Berlin hingegen hatte man ziemlich viel Geld für Gäste.

Waren Sie, alles in allem, zufrieden mit dem, wie es in der DDR für Sie gelaufen ist?

Ich muss sagen: Ja, ich war zufrieden.

Sie haben mit Ihrem Sohn einen Film gemacht, der Ihnen ungewöhnlich nahe kommt. Sie hätten den Film nur mit Ihrem Sohn gemacht, oder?

Sicher. Ich wollte immer, dass mein Sohn Pianist wird. Er ist musikalisch sehr begabt. Dann hat er sich plötzlich dem Film zugewandt. Das ist der gefährlichste Beruf, den es gibt. Weil es so schwierig ist, einen guten Film zu machen.

Sind Sie selber gerne ins Kino gegangen? Was haben Sie gern gesehen?

Hitchcock. Mögen Sie den auch? ■

„Mein Vater war enttäuscht“

Der Dirigent Otmar Suitner leitete 26 Jahre lang die Ostberliner Staatsoper. Er hatte zwei Familien – eine im Westen, eine im Osten der geteilten Stadt. Sechzehn Jahre nach dem Ende seiner Karriere folgte sein Sohn **Igor Heitzmann** mit dem Film „Nach der Musik“ Suitners Leben und damit einem Stück deutscher Geschichte zwischen Ost und West. Von Kai Luehrs-Kaiser.



Herr Heitzmann, Ihr Vater hat 1990 sehr plötzlich die Leitung der Berliner Staatskapelle niedergelegt. Nur aus Krankheitsgründen?

Nein, nicht nur. Die Staatskapelle hatte ihn gebeten, noch bis 1992 zu verlängern, aber zusammen mit seiner Krankheit hat er sich das kräftemäßig nicht mehr zugetraut: Er ahnte, dass er sich verteidigen müsste gegen den Vorwurf, das DDR-Regime durch seine Arbeit indirekt unterstützt zu haben. Das war mit einer der Hauptgründe für sein Aufhören.

Es gab also politische Aspekte seines Rücktritts?

Die Krankheit war ja schon seit Mitte der achtziger Jahre aufgetaucht. In den Jahren nach der Wende gab es auch tatsächlich einige sehr böse Artikel über die schreckliche DDR-Zeit der Staatskapelle. In allen Veröffentlichungen der Staatsoper selber – auch zum Jubiläum 2001 – ist die Zeit, in der mein Vater Chefdirigent war, praktisch völlig ausgespart oder bestenfalls am Rande erwähnt worden. Es ist völlig totgeschwiegen und heruntergemacht worden. Und mein Vater war damit gemeinsam mit einer ganzen Epoche urplötzlich von der Bildfläche verschwunden.

Es stand also der Vorwurf im Raum, dass sich Ihr Vater gleichsam an einem Unrechtssystem beteiligt habe?

Das war schon früher angeklungen. In den sechziger Jahren wurden in der West-Berliner Presse noch Schallplatten und

Konzerte meines Vaters empfohlen. Dann wurde er mehr und mehr gleichgesetzt mit DDR-Funktionären. Es herrschte wirklich Kalter Krieg im Kulturbetrieb. Es war dadurch ja auch unmöglich, dass er in West-Berlin noch dirigiert hätte. Das war nur noch im Süden von Deutschland, in München und auch mit Gastspielen in Hamburg möglich.

Der Kalte Krieg dauerte im Kulturbereich also länger als in der politischen Sphäre?

Das ist zu einem gewissen Grad ja auch verständlich. Die Zeit, in der Aufnahmen frei von einem ideologischen Hintergrund betrachtet werden, ist, glaube ich, immer noch nicht gekommen. Und es ist, ehrlich gesagt, von Daniel Barenboim auch nicht unbedingt viel dazu beigetragen worden. Er hat zwar Suitner gegenüber persönlich gesagt, er habe das mit der Staatskapelle wunderbar gemacht. Und er, Barenboim, könne darauf aufbauen. Aber in öffentlichen Sendungen hat er des Öfteren gesagt: Er musste den Staub und die Kratzer von der Kapelle entfernen. Im allgemeinen Bewusstsein herrschte wohl auch die Annahme vor, gute Orchesterarbeit und gute Musik wären in der DDR gar nicht möglich gewesen.

Diese Sichtweise hat sich insofern bis heute durchgesetzt, als man vielfach

der Ansicht begegnet, Barenboim habe die Berliner Staatskapelle erst groß gemacht.

Das ist wahr, aber die Aufnahmen, die mein Vater damals mit der Berliner Staatskapelle gemacht hat, sprechen doch für sich.

Fühlte sich Ihr Vater verletzt durch die Haltung der Staatsoper nach der Wende?

Ja. Erst 2002 kam die erste Ehrung, als eine Geburtstagsfeier für meinen Vater organisiert wurde und Daniel Barenboim für ihn spielte. Mein Vater wollte 1990 relativ leise verschwinden. Aber ich weiß, dass er sehr verletzt und enttäuscht darüber war, dass seine Zeit – immerhin

war er der dienstlängste Generalmusikdirektor der Staatskapelle überhaupt – später ausgeklammert und beinahe verschwiegen wurde.

Die Offenheit Ihres Vaters in Ihrem Film „Nach der Musik“ wirkt auch wie eine persönliche Wiedergutmachung an Ihnen, dem nicht ehelichen Sohn.

Es war sozusagen das schlechte Gewissen des Rabenvaters. Was ich ganz ohne Vorwurf oder bitteren Beigeschmack sage. Und es war auch die Ahnung, dass dies die Möglichkeit einer Wiederbegegnung sein könnte. Er hat einfach gesagt: „Das ist schön, dann sehen wir uns öfters.“ Und das stimmte ja auch. ■

„Mein Vater war damit mit einer ganzen Epoche von der Bildfläche verschwunden“